

MARTIN PRINZ



*Die letzte
Prinzessin*

ROMAN INSEL



MARTIN PRINZ

*Die letzte
Prinzessin*

Roman

Insel Verlag

Für Gabriele

Erste Auflage 2016

© Insel Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17683-1

Eins

Die Hunde bellten nicht. Mesli öffnete mit einem gewissen Zögern die hohe Flügeltüre.

Keine Sorge, Mesli ... sagte eine Frauenstimme.

Die Dame thronte in einem über zweieinhalb Meter breiten Messingbett, die Beine unter der gestickten Decke. Seit einem Schlaganfall waren sie fühl- und bewegungslos. Zwei Schäferhunde lagen neben ihr, Lido und Libelle, die nur ihr allein gehorchten. Grund genug zur Vorsicht.

Die Ölbilder an der Wand glänzten, sahen im Licht dieses hellen Tagesbeginns dunkler aus als sonst. Nicht nur die Geschichte eines Landes hing hier nebeneinander, es war die des halben Kontinents. Gleich würde sie ihn wegen seiner Langsamkeit anherrschen. Zögerlichkeit oder gar Angst ertrug sie nicht. Er kannte die Worte, er kannte den Ton, und er würde wie immer zusammensucken. Zumindest die Gefahr durch die Hunde wurde kleiner, wenn sie selbst es war, die ihn beim Eintreten anfuhr. Als wäre damit für die Tiere ein Teil der Aufgabe, die Welt rund um ihre Herrin in Schrecken zu halten, fürs Erste erledigt.

Mesli verneigte sich und warf einen Blick durch den Raum. Er kontrollierte das täglich neu anzuordnende Arrangement aus Schnittblumen, Blumenstöcken und Grünpflanzen. Wenn darin etwas nicht passte, war es den ganzen Tag über nicht mehr gutzumachen. Zum Glück

hatte das Stubenmädchen sorgfältig gearbeitet, Sicherheit vor jäh aufflammenden Beschwerden garantierte aber selbst Fehlerlosigkeit nie.

Den Brief, Mesli.

Die alte Frau deutete in Richtung ihres Sekretärs, der wie eine Insel inmitten der Blumenpracht stand.

... aus der Schreibtischlade, Sie wissen.

Mesli atmete durch. Er wusste, dass sie den Brief in der mittleren Schublade meinte. Es ging immer um diesen. Er war stets an seinem Platz. Im Unterschied zu all den anderen Dingen, nach denen sie oft mit völlig falschen Angaben verlangte – stets überzeugt, dieses oder jenes müsste dort zu finden sein. Schon ein erstes Stutzen konnte sie reizen, ganz zu schweigen von Misserfolgen, die sie übergangslos in Empörung und Wut versetzten.

Draußen fuhr der Wind durch die Bäume, ein warmer, schwerer Wind, der auf dem Weg vom Portiershäuschen zur Villa gegen seinen Körper drückte. Mitte März und die Temperaturen hatten nach Abklingen des großen Winterfrostes etwas Ungewohntes behalten; kalt war die Luft selbst an schönen Tagen. An diesem Tag war es plötzlich auch im Schatten warm. Im Garten des Hauses etwa, wohin die Fenster aus dem Schlafzimmer sich öffneten, so dass die Gnädige Frau die Sonne den ganzen Winter lang nur an ihrem Widerschein im Park zu sehen bekam. Zwischen den dürren Sträuchern, an den kahlen, blätterlosen Bäumen, gelegentlich blitzend im Schnee, doch meist nur am welken Wiesengras.

Angesichts ihrer zunehmenden Schwäche war Mesli froh, nicht wie sonst gleich den Befehl zum Öffnen der Fenster erhalten zu haben. Wie sie nun in ihrem Bett lag,

schien ihm schon ein erster Schwall Wärme so bedrohlich, dass ihm selbst ihre bissigen Hunde harmlos und klein vorkamen.

Mesli nahm den Brief heraus wie so oft. Er war an ihr Schloss in Schönau adressiert, das die Gnädige Frau vor über dreißig Jahren verkauft hatte. Kurz danach war Mesli in ihre Dienste getreten. Das Schloss hatte er nie gesehen. Dafür gab es eine Unzahl von Geschichten und Gerüchten darüber. Von Geisterbeschwörungen und Gesprächen mit dem Jenseits. Die einzige Bedienstete, die länger bei der Gnädigen Frau war als er, verlor nie ein Wort darüber. Nur der Brief reichte wie ein Anker in diese Tage und Jahre. Eine stumme Verbindung, ungeöffnet – nicht einmal einen Absender trug er.

Seit dem Tod ihres Mannes vor sieben Jahren verlangte sie regelmäßig nach dem abgegriffenen, vergilbten Kuvert, in den letzten Wochen und Monaten fast jeden Tag. Seltsam ungenau sahen die Buchstaben der Adresszeilen aus. Wie von einem Kind oder gar von ihm selbst, dem Portier und Gärtner, der erst vor ein paar Jahren richtig zu schreiben gelernt hatte. Jedes Mal fragte er sich, woher dieser Brief kommen mochte, und dachte stets an die Gnädige Frau selbst. So deutlich auch der Unterschied zwischen den kritzelig aneinandergereihten Buchstaben auf dem Kuvert und der eigenen, immer noch gestochen scharfen Schrift war.

Danke, Mesli.

Ihre Stimme kam von weit her. Einen Augenblick lang starrte er sie an. Manchmal wünschte er sich, nichts von ihr zu wissen, weder von ihrem Leben noch von ihrer Herkunft. Doch das war unmöglich. Seit Generationen hatte ihre Familie seine Geschicke geprägt. Wehrlos sah

sie jetzt aus, trotz der Hunde, und unschuldig. Sie hatte die Augen halb geschlossen, ihr Gesicht wirkte mädchenhaft. Mesli fürchtete und verehrte sie. Sie sah ihn an und drehte sich weg.

Mesli, sagte die alte Frau, während er die Tür hinter sich schloss. *Mesli*, flüsterte sie und war allein. Sie spürte den Brief in ihrer Hand. Da war etwas, das sie ihm sagen wollte, doch es war nichts, weshalb sie ihn zurückbeordern konnte. Es gab weder Klang noch Wörter oder Sätze dafür.

Elisabeth Petznek schloss die Augen. Es hatte nichts damit zu tun, wie sie ihre Bediensteten mit Anweisungen, Rügen und Strafen den ganzen Tag auf Trab hielt. Sie tauchte darin als kleines Mädchen auf. Sie konnte sich ganz deutlich sehen, in einem der unzähligen Zimmer der großen Burg. Die Kerzen flackerten. Sie trug die Kälte und Feuchtigkeit der alten Mauern in ihrem Kinderkörper. Sie stand vor einem Bett, in dem ein Mann lag. Seinen zerschossenen Kopf bedeckte ein großer weißer Verband. Neben ihr war der Großvater, der sie trösten wollte. Er legte ihr die Hand auf den Kopf. Der Mann in dem Bett war tot, es war ihr Vater.

Drei Tage davor war er zur Jagd aufgebrochen und hatte sich nicht verabschiedet. Sie war auf der Toilette gesessen. Am Thron, wie er gerne sagte. Dort dürfe er seine Prinzessin nicht stören, hatte er noch gescherzt. In zwei Tagen sei er wieder bei ihr, jetzt müsse er schnell fort.

Sie konnte sein Lachen bis heute hören. In ihrem müden, gelähmten Körper. Sie hörte das Lachen und ging ihrem Vater entgegen, als Mädchen wie als alte Frau. Er trat zwischen den Baumstämmen aus dem Wald, seine

Jagdhunde bellten, und auf einmal war alles bedrohlich für sie, die ihren Vater nur als kleines Mädchen an sich gedrückt hatte. Fest und lieb waren seine Arme gewesen, lebendig und warm die Stimme seiner Geschichten, mit der er sie in Abenteuer begleitete, wie nur er sie erfinden konnte. Bis heute hallten sie in ihr nach, als weite, lichte Stellen eines nicht gelebten Lebens. Vielleicht war es ja nur eines von jenen vielen anderen, aus denen jedes Leben zwangsläufig bestand. Von selbst aus nächster Nähe nur erahnbaren Welten, die einen hinter jeder Abzweigung oder Richtungsänderung als Schatten begleiteten.

Elisabeth Petznek hörte den Wind und spürte die Schnauzen ihrer Hunde unter der Bettdecke überall, wo der Schmerz des kleinen Mädchens bis heute in ihre Glieder reichte. Der Mann, der ihr Vater war, kam näher, und seine Hunde bellten, sie konnte deren Atem bereits spüren und wusste doch, ihre Beschützer würden stärker sein, Lido und Libelle.

Sie öffnete die Augen. Sie war ganz ruhig. Es war später Nachmittag. Sie wusste, es war soweit, und sie begann, das Briefkuvert in Stücke zu reißen, in kleine mundgerechte Teile. Etliche schluckte sie selbst, den Rest verfütterte sie an die Hunde, die ihr auch Papier aus der Hand fraßen. Jetzt konnte ihr nichts mehr geschehen. Sie atmete tief durch und ruhte bis zum Abend, bevor sie Mesli per Telefon die letzten Anweisungen durchgab.

Elisabeth Petznek hatte keine Zweifel mehr. Sie spürte, was jetzt kommen würde. Lange genug hatte sie darauf gewartet. Nur die Frage nach den Hunden tauchte wieder auf: Müssten sie bereits vor ihrem Tod eingeschlafert werden, um ihr dort, in der anderen Welt, aus der womöglich auch der Brief herkam, von der ersten Sekunde an Schutz

zu bieten? Oder waren sie auch hier bis zum letzten Augenblick nötig?

Sie wusste es weniger denn je. Draußen wurde es finster. Nun hielten sie auch solche Fragen nicht mehr fest.

Sie hatte ihn angerufen. Paul Mesli saß in seinem Portiershäuschen, ein kleiner Radioapparat lief und Mesli schrieb Wörter auf ein Blatt Papier. Es waren an dem Abend keine komplizierten Übungsbegriffe wie Elektrokardiogramm, Physiologie oder Fauteuil, es war etwas anderes. Er blickte auf. Was er hier notierte, fiel ihm nicht leicht. Er durfte jetzt nicht lange innehalten, er durfte keine Gedanken an Rechtschreibung oder Grammatik verschwenden, an die Ordnung der Erinnerungen oder Einfälle. Er musste aufschreiben, dass er hier war, er musste festhalten, was er erlebt hatte. Dafür hatte er die Buchstaben und die Wörter gelernt. Jetzt brauchte er sie. Und Mesli schrieb wie nie zuvor. Er schrieb die längsten Sätze so selbstverständlich nieder, als würde er sprechen. Denn bald würde hier alles anders sein. Obwohl er sich das nicht vorstellen konnte.

Auch an diesem Tag hatte er seine Arbeit wie immer gemacht. Er hatte das Schweigen der Hunde verdrängt, ebenso die Sanftheit der Gnädigen Frau. Er hatte die Post hereingebracht, im Park Geäst zurechtgeschnitten und sich um die Blumenbeete gekümmert. In einem Haus mit einem derartigen Park gab es für alle Bediensteten ständig etwas zu tun. Die Bettlägrigkeit der Hausherrin änderte daran nicht das Geringste. Bis auf den letzten Winkel wollte sie stets alles über Aussehen und Zustand der Blumen und Sträucher, der Rasenflächen, Bäume und Brunnen wissen. Also hatte er heute die Rosenbeete gelockert,

die Einfahrt gekehrt sowie die erst im letzten Jahr installierte Gegensprechanlage repariert. Es war, wie der Monteur behauptete, eine der ersten privaten Anlagen Wiens. Notwendig war sie nicht. Schließlich gab es immer noch ihn, Mesli. Trotzdem hielt er sie in Schuss.

Nach der Arbeit an der Gegensprecheinrichtung hatte er in seinem Portiershäuschen erst wenige Minuten mit dem Zeitungslernen verbracht, als das Telefon läutete. Er nahm ab und hörte ihre Stimme. Sie war leise und nah. Wie so oft fühlte er sich erappt. Doch sie bedankte sich bei ihm lediglich für alles und wies ihn an, er solle am nächsten Morgen ihr Zimmer betreten, wenn er ihre Stimme auf sein Klopfen nicht mehr vernehme.

Mesli sah zum Tor hinaus ins Licht der Straßenlaterne. Er meinte das leichte Rütteln der Straßenbahn zu spüren, die fünfhundert Meter weiter stadteinwärts ihre Endschleife hatte. Gleichzeitig wurde in den 6-Uhr-Nachrichten berichtet, die frühere persische Kaiserin Soraya habe in Rom einen Filmvertrag mit dem italienischen Produzenten Dino de Laurentiis abgeschlossen.

Die Welt, dort draußen drehte sie jetzt um, machte eine Schleife und kehrte wieder dorthin zurück, wo sie herkam. Vor zwei, drei Tagen hatte die Gnädige Frau wieder von Selbstmord gesprochen. Mit derselben Verzweiflung und Angst wie immer. Im Haus hatte das niemand mehr erschreckt. Nun war ihre Stimme eine andere gewesen. Sie hatte wie jene geklungen, mit der sie in seinen Träumen auftauchte – in den guten, den friedlichen Träumen, nicht in den anderen.

Mesli gehörte zu denen im Haus, die Bescheid wussten, was zu geschehen hatte, wenn sie starb. Bis ins letzte Detail war dies von ihr geregelt und aufgeschrieben. Die

wichtigste Bestimmung war, dass alles, was an Kunst- und Wertgegenständen sowie Büchern aus kaiserlichem Besitz stammte, an seine alten Plätze und Museen zurückkehren musste.

Nichts davon sollte in den Privatbesitz ihrer Kinder übergehen, womit sie sich über den Willen ihres zweiten Mannes, Leopold Petzneks, hinwegsetzte, der noch vor seinem Tod ihre Kinder, seine Stiefkinder, vor ihr verteidigt hatte. Ihm diesen Wunsch abzuschlagen war ihr schwerer gefallen, als die Ansprüche und Erwartungen der eigenen Kinder zu enttäuschen. Doch die Vorstellung, die Goldhaube oder eine Elfenbeinspindel Maria Theresias, der Familienschmuck von Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth sowie deren Privatbibliothek blieben dem Staat und seinen Ausstellungsorten weiterhin und womöglich für immer vorenthalten, war ihr ein Gräuel.

Deshalb sollten, ihrem ausdrücklichen und oft genug wiederholten Willen entsprechend, nicht nur die beiden rechtsanwaltlichen Testamentsexekutoren Kenntnis über die genauen Bestimmungen ihres Nachlasses haben, sondern auch ihre letzten Bediensteten, allen voran Josefine Steghofer, die seit über einem halben Jahrhundert bei ihr war. Bis auf ihren ältesten Sohn, Franz Joseph, der ebenfalls über alles informiert war, dürften weder die Tochter, ihr Schwiegersohn noch ihre beiden Schwiegertöchter und Enkel das Haus betreten, solange die der Republik vermachten Wertgegenstände nicht entfernt waren. Pepi Steghofer oder er, Paul Mesli, sowie die anderen Bediensteten würden sie in den ersten Stunden womöglich sogar daran hindern müssen.

Deshalb hatte sie auch für *jene, die da sind, wenn sie stirbt* – wie sie ihre engsten Bediensteten seit dem Tod

Leopold Petzneks immer wieder nannte – Zettel mit zusätzlichen handschriftlichen Anweisungen vorbereitet. Diesen zufolge sollte zuerst überhaupt niemand aus ihrer direkten Familie über ihren Tod informiert werden. Lediglich Otto Petznek, der Stiefsohn, sowie die mit der Testamentsvollstreckung befasste Anwaltskanzlei. Erst diese dürfe zu gegebener Zeit die eigenen Kinder und deren Familien benachrichtigen.

Spaziergänger kamen an Meslis Tor vorbei. Der eine oder andere Angeheiterte vom nahen Ausschankbetrieb Prilisauer. Man hörte das beständige Brummen der Maschinen drüben in Auhof beim Bau des letzten Abschnitts der Westautobahn. Seit die Böden nicht mehr fest gefroren waren, wurde dort in drei Schichten durchgearbeitet. Hin und wieder das Schienenschlagen eines Zuges.

Kaum jemand dort draußen wusste, wer hinter den schwarzen Gitterstäben des hohen Zaunes seit Jahr und Tag wohnte. Eine alte Frau, meist mit schwarzem Seidenhäubchen, wachen Augen und zwei Hunden an der Bettseite ihres verstorbenen Mannes. So saß sie dort oben, empfing keine Besuche mehr, las immer noch ohne Brille, telefonierte, musterte die täglich frischen Blumen rings um ihr Bett, blickte auf die nach allen Regeln des Handwerks gepflegten Sträucher und Bäume in ihrem Park und wartete auf den Tod.

So ging das seit Jahren, und Paul Mesli schien es in seinem Portiershäuschen manchmal, als wäre nicht nur die Welt von diesem Eingangstor, über dessen Schwelle kaum jemand trat, längst zu weit weg, sondern womöglich selbst der Tod. Nun aber kam er, und nichts konnte ihn daran hindern. Stets hatte Mesli sich gefürchtet vor diesem Tag. Nicht vor dem Tod als solchem oder vor dem

Abschied von der Gnädigen Frau. Er hatte um die kleine Welt hier gefürchtet, und um deren Ordnung, in der es für ihn immer noch eine letzte unmittelbare Anbindung an das untergegangene Reich der Familie dieser alten Frau gegeben hatte.

Dabei hatte er den Hunger und die Toten des Ersten Weltkriegs als Bub deutlich erlebt. Ebenso wie er auch von der Armut, der Benachteiligung und Unterdrückung in der Monarchie wusste. Trotzdem gab es eine Sehnsucht nach Heimat in ihm, der er sich innerhalb der Parkmauern dieser Villa im westlichsten Vorort Wiens näher fühlte als irgendwo sonst zwischen den nach dem Zweiten Weltkrieg wiederaufgebauten Häuserzeilen dieser Stadt, inmitten von Verkehr, Alltagsleben und Wirtschaftswunder.

Mit ihrem Sterben würde auch dieser Teil einer Welt verschwinden, wie man sie nur mehr aus den Geschichtsbüchern kannte. Mesli fragte sich, ob sie das erleichtere. Bis zuletzt hatte sie noch alles angeordnet, *als erteile ein Kaiser von seinem Trone die Befehle*, wie Mesli an diesem Nachmittag aufschrieb:

Widerrede oder einer anderen Meinung sein, oh – dies gab es hier überhaupt nicht. Jeder von uns im Hause war der ergebenste Diener, dieser hohen Person, die das regieren gelernt hat u. zum teil angeboren war. – Wie oft sagte sie mir von dieser Stelle ganz energisch: Auf dieser Welt ist noch kein Mensch der mich jemals untergekriegt hätte und es wird auch keiner auf die Welt kommen.

So beschrieb es Paul Mesli an diesem Freitagabend im März 1963, und in seinen Zeilen klangen Ehrfurcht wie Erleichterung, Erstaunen, Liebe und Angst mit. Eine Machtperson ohnegleichen sei sie gewesen, und das, fügte er hinzu, obwohl ihr Herrschaftsbereich längst bis auf ei-

nen kleinen Kreis und ihre Hunde zurückgeschraubt gewesen sei.

Er dachte an die Hunde, die ihn einige Male erwischt hatten, so wie alle hier im Haus. Immer wieder hatte man sich unter den Bediensteten die Frage gestellt, wie die Tiere nach ihrem Tod eingeschläfert werden sollten, wenn sie niemand an deren Bett ließen. Seit dem heutigen Morgen war sich Mesli jedoch sicher, auch die Hunde würden mit dem Tod ihrer Herrin ruhig sein. Eng an sie gedrückt, mit großen scheuen Augen, bis der Tierarzt die Nadel in sie drückte.

Draußen ging der Wind weiterhin in warmen Böen, es war stockfinster. Nicht einmal über dem Wienerwald färbten noch letzte Ockertöne den Horizont in dunkles Blau, und Mesli wusste, das Verschwinden hatte begonnen.

Im Eckzimmer der Villa lag sie in ihrem Bett. Die letzte Prinzessin, zu deren Geburt in Prag und Budapest, in Lemberg, Salzburg, Triest, Brünn und Wien 21 Geschützsalven abgefeuert worden waren, während in allen Kirchen der k. u. k. Monarchie die Glocken geläutet hatten: *Elisabeth Marie Henriette Stephania Gisela Petznek, geb. Habsburg-Lothringen*. Die Tochter des Kronprinzen Rudolf, die Lieblingsenkelin Kaiser Franz Josephs. Und von ihm allein, Mesli, hatte sie sich verabschiedet, ihm hatte sie gedankt.

Jetzt, so schrieb er, komme der Tod auch zu ihr: *Der Tod, dem keiner entgehen kann, auch wenn er Kaiser, König oder eine Person mit vielen Reichtümern auf dieser Erde war*. Und dieser Tod, der selbst dem stärksten Leben ein Ende bereite, hoffte Mesli, werde ihr Frieden bringen:

Ich sage Frieden, – schon weil er hier so notwendig wäre.

Die Stunde ist nun da, wo sie nicht mehr redet, wo sich ihre Hände nicht mehr schwingen u. die Hunde nicht mehr um sie bellen. Es war oft hart und schwer, sich unter diesen dramatischen Umständen zu halten, aber Gott wollte es, dass ich es bis zur Stunde erlebte.

Die Außenwelt weiß nur ganz wenig, was sich alles in dieser Einsamkeit abgespielt hat. Es ist auch gut so. Fast jeden Tag ein anderes Ereignis, ein anderes Erlebnis. Bald, ja bald werden auch wir aus diesem Hause gehen müssen, auch für immer. Es war hier schwer. – aber trotz allem schön, ja doch so schön.

Solche Sätze finden sich in seinen Aufzeichnungen. Sie enden mit der Zeile: *Niedergeschrieben von Paul Mesli, langjähriger Gärtner und Portier zugleich.*

Der nächste Morgen kam und schien hell in das Zimmer der reglosen Frau, strahlte auf die Blumen und auf die Bilder. Die Hunde lagen wach neben ihr, waren still. Elisabeth Petznek öffnete noch einmal die Augen. Die ersten grünen Knospen waren an den Ästen der hohen Laubbäume zu sehen, ebenso an den Sträuchern, die sich leicht im Morgenwind bewegten. Die Magnolie blühte, und die alte Prinzessin spürte Wind in ihrem Gesicht.

Es war der Wind von Pola, der jetzt über ihre Wangen, ihre Augen und die Stirn strömte. Es war das Meer und die Erinnerung an eine der wenigen Lieben ihres Lebens. An eine Zeit, in der sie geglaubt hatte, nur durch einen Mann zur Frau gemacht werden zu können. Eine Frau, die sich nicht mehr vor sich selbst als Mädchen fürchtete.

Ganz so, wie sie es noch als 17-Jährige tat, als ihr schon die erste Verliebtheit als Fluchtmöglichkeit erschienen war. Allen Ängsten und tauben Stellen glaubte sie da-

mals an der Seite eines Mannes zu entkommen: Otto Windisch-Graetz, dessen Gewandtheit und Stärke Rettung, Rebellion und ein eigenes Leben sein sollten. Sofort wollte sie ihn heiraten und setzte diesen Wunsch nicht nur gegen den Willen des Großvaters durch, sondern auch gegen den Willen ihres zukünftigen Mannes. Blind für Jegliches außerhalb ihres Wollens und Sehns und ohne Blick für alles außerhalb ihrer Schrecken, die sie als verheiratete Frau für immer hinter sich zu lassen hoffte. Vor allem das schreckenstarre Mädchen selbst, in all ihrer Angst, ihrer Einsamkeit und ihren Träumen.

In Pola, zwei Dutzend Jahre später und mitten im Krieg, hatte sie an solche Fluchtmöglichkeiten noch geglaubt, bedingungsloser als zuvor, ohne sich um Konvention, Anstand, die Verpflichtungen ihrer Herkunft oder jene ihrer Ehe zu kümmern. Damals, angesichts der Liebe zu einem Mann, der ein Held für sie sein wollte und daraufhin bei einer irrwitzigen Unterseebootattacke gegen die italienische Marine irgendwo in den seichten Gewässern vor Venedig starb.

Elisabeth Petznek spürte ihn, dessen Manschettenknöpfe mit dem eingravierten *U 12* in ihrer Nachtkästchenlade lagen, immer noch. Neben dem Band einer Matrosenmütze mit goldeingewebter Aufschrift *S.M. Untersee-Boot XII*. Sie hörte die ersten Autos des Tages in der Linzer Straße und spürte, wie eng die Hunde sich an sie drückten.

Ihrer letzten und wohl auch ersten Liebe, Leopold, hatte sie später alles über Egon Lerch, den U-Boot-Kapitän erzählt. Egon Lerch, der sie damals tatsächlich das Mädchen vergessen ließ. Für ein Leben hätte das nicht gereicht, nicht für ein Leben wie ihres und die ewigen